

Anti-Humanität, von der meine Gutmütigkeit garnichts wusste, damals bei Schlaginhaufens durch eben diesen Breisacher zuerst zu spüren bekommen.

XXIX

Der Münchener Fasching von 1914, diese lockeren und verbrüdernden Wochen der festheissen Backen zwischen Epiphanias und Aschermittwoch, mit ihren mancherlei öffentlichen und privaten Veranstaltungen an denen ich, der jugendliche Gymnasialprofessor von Freising, auf eigene Hand oder auch in Gesellschaft Adrians teilnahm, ist mir in lebhafter, ich sage besser: verhängnisschwerer Erinnerung geblieben. War es ja der letzte vor Eintritt des vierjährigen Krieges, der sich jetzt für unseren geschichtlichen Blick mit den Schrecken unserer Tage zu einer Epoche zusammenschliesst: des sogenannten ersten Weltkrieges, der der ästhetischen Lebensunschuld der Isarstadt, ihrer dionysischen Behaglichkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, für immer ein Ende machte. War es ja doch auch die Zeit, in der gewisse individuelle Schicksalsentwicklungen in unserem Bekanntenkreis unter meinen Augen sich anspannen, die, von der weiteren Welt natürlich fast unbeachtet, zu Katastrophen führen sollten, von denen in diesen Blättern die Rede sein muss, weil sie sich zum Teil mit dem Leben und Schicksal meines Helden, Adrian Leverkühns, nahe berührten, ja weil er in eine davon nach meinem tiefsten Wissen auf eine geheimnisvoll-tötliche Weise handelnd verwickelt war.

Damit ist nicht das Los Clarissa Roddes gemeint, dieser stolzen und spöttischen, mit dem Makabren spielenden Hochblondine, die damals noch unter uns weilte, noch bei ihrer Mutter lebte und an den Karnevalsbelustigungen teilnahm, aber sich

schon darauf vorbereitete, die Stadt zu verlassen, um ein Engagement als jugendliche Liebhaberin an einer Provinzbühne anzutreten, das ihr Lehrer, der Hoftheater-Heldenvater ihr verschafft hatte. Das sollte sich als ein Unglück erweisen, und ihr theatralischer Mentor, Seiler mit Namen, ein erfahrener Mann, ist von jeder Verantwortung dafür zu entlasten. Er hatte eines Tages der Senatorin Rodde einen Brief geschrieben, worin er erklärte, seine Schülerin sei zwar ausserordentlich intelligent und von Enthusiasmus für das Theater erfüllt, aber ihr natürliches Talent reiche nicht aus, eine erfolgreiche Bühnenlaufbahn zu gewährleisten; es fehle ihr an der primitiven Grundlage alles dramatischen Künstlertums, an komödiantischem Instinkt, an dem, was man Theaterblut nenne, und er müsse gewissenhafter Weise davon abraten, dass sie den eingeschlagenen Weg weiter verfolge. Das aber hatte zu einer Tränenkrise, einem Verzweiflungsausbruch aufseiten Clarissas geführt, der der Mutter zu Herzen ging, und Hofschauspieler Seiler, der sich ja mit dem Briefe gedeckt hatte, war bestimmt worden, die Ausbildung zu beenden und durch seine Verbindungen dem jungen Mädchen zum Start in einer Anfängerstellung zu verhelfen.

Es sind nun schon 24 Jahre seit sich das beklagenswerte Schicksal Clarissas erfüllte, und in chronologischer Ordnung werde ich davon berichten. Hier habe ich dasjenige ihrer zarten und schmerzlichen, die Vergangenheit und das Leid kultivierenden Schwester Ines im Auge - nebst demjenigen des armen Rudi Schwerdtfeger, an welches ich mit Schrecken dachte, als ich soeben von der Involviertheit des einsamen Adrian Leverkühn in diese Vorgänge vorläufig zu sprechen nicht unterlassen konnte. Solche Anticipationen ist ja der Leser bei mir schon gewohnt, und er möge sie nicht als schriftstellerische Zügellosigkeit und Wirrköpfigkeit deuten. Es ist einfach so, dass ich gewisse Dinge, die ich dann un dann werde

zu erzählen haben, mit Furcht und Sorge, ja mit Grauen von Weitem ins Auge fasse, dass sie mir drückend vorstehen, und dass ich ihr Gewicht zu verteilen suche, indem ich sie schon vorzeitig anspielungsweise und freilich nur mir selbst verständlich zu Worte kommen - sie halb und halb bereits aus dem Sacke lasse. Damit meine ich mir ihre künftige Mitteilung zu erleichtern, ihnen den Stachel des Entsetzens zu nehmen, ihre Unheimlichkeit zu verdünnen. Soviel zur Entschuldigung einer "fehlerhaften" Vortragstechnik und zum Verständnis meiner Nöte. - Dass Adrian den Anfängen der Entwicklungen, von denen hier die Rede ist, ganz fern stand, ihnen kaum Augenmerk schenkte und nur durch mich, dem viel mehr gesellschaftliche Neugier, oder soll ich sagen: menschliche Teilnahme, eigen war, als ihm, in gewissem Grade darauf hingelenkt wurde, brauche ich nicht erst zu sagen. Es handelt sich um Folgendes.

Wie früher schon angedeutet, harmonierten beide Schwestern Rodde, Clarissa sowohl wie Ines, nicht sonderlich mit ihrer Mutter, der Senatorin, und gaben nicht selten zu erkennen, dass ihnen die zahme, leicht lüsterne Halb-Bohème ihres Salons, ihres entwurzelten, wenn auch mit Resten patrizischer Bürgerlichkeit möblierten Daseins auf die Nerven ging. Beide strebten in verschiedenen Richtungen aus dem hybriden Zustande fort: die stolze Clarissa hinaus in ein entschiedenes Künstlertum, zu dem es ihr doch, wie ihr Meister nach einiger Zeit hatte feststellen müssen, an der rechten Blutsberufung fehlte; die fein-melancholische und von Grund aus lebensängstliche Ines dagegen zurück in das Obdach, den seelischen Schutz gesicherten Bürgerstandes, wozu der Weg eine respektable, womöglich aus Liebe, sonst aber in Gottes Namen auch ohne Liebe geschlossene Heirat war. Ines beschritt, natürlich mit der herzlich sentimentalsten Zustimmung ihrer Mutter, diesen Weg - und scheiterte auf ihm ebenso, wie ihre Schwester auf dem ihren. Es stellte sich tragisch heraus, dass weder ihr per-

sönlich dies Ideal eigentlich zukam, noch die alles verändernde und unterwühlende Epoche seine Erfüllung länger gestattete.

Damals näherte sich ihr ein gewisser Dr. Helmut Institoris, Ästhetiker und Kunsthistoriker, Privatdozent an der Technischen Hochschule, wo er, Photographien im Hörsaal herumschickend, über die Theorie des Schönen und die Baukunst der Renaissance las, aber mit guten Aussichten, eines Tages auch an die Universität berufen und Professor, Ordinarius, Mitglied der Akademie etc. zu werden, besonders wenn er, der Junggeselle aus vermöglicher Würzburger Familie, Anwärter eines bedeutenden Erbteils, die Stattlichkeit seines Daseins durch die Gründung einer Gesellschaft versammelnden Hausstandes erhöhte. Er ging auf Freiersfüßen und brauchte dabei nicht Sorge zu tragen um die finanziellen Verhältnisse des Mädchens seiner Wahl, - im Gegenteil, er gehörte wohl zu den Männern, die in der Ehe ganz allein das wirtschaftliche Heft in Händen zu haben und die Gattin ganz von sich abhängig zu wissen wünschen.

Von Stärkegefühl zeugt das nicht, und Institoris war in der Tat kein starker Mann, - was sich auch an der ästhetischen Bewunderung erkennen liess, die er für alles Starke und rücksichtslos Blühende hegte. Er war ein blonder Langschädel, eher klein und recht elegant, mit glattem, gescheiteltem, etwas geöltem Haar. Den Mund überhing leicht ein blonder Schnurrbart, und hinter der goldenen Brille blickten die blauen Augen mit zartem, edlem Ausdruck, der es schwer verständlich - oder vielleicht eben gerade verständlich - machte, dass er die Brutalität verehrte, natürlich nur, wenn sie schön war. Er gehörte dem von jenen Jahrzehnten gezüchteten Typ an, der wie Baptist Spengler es einmal treffend ausdrückte, "während ihm die Schwindsucht auf den Wangenknochen glüht, beständig schreit: Wie ist das Leben so stark und schön!"

Nun, Institoris schrie nicht, er sprach vielmehr leise und lispelnd, selbst wenn er die italienische Renaissance als eine Zeit verkündete, die "von Blut und Schönheit geraucht" habe. Und er war auch nicht schwindsüchtig, hatte höchstens, wie fast jedermann, in früher Jugend eine leichte Tuberkulose durchgemacht. Aber zart und nervös war er, litt am Sympathikus, dem Sonnengeflecht, von dem so viele Beängstigungen und verfrühte Todesgefühle ausgehen, und war Stammgast eines Sanatoriums für reiche Leute in Meran. Sicherlich versprach er sich - und versprachen seine Ärzte ihm - von dem Gleichmass eines gepflegten Ehelebens auch eine Stärkung seiner Gesundheit.

Winter 1913-14 also näherte er sich unserer Ines Rodde auf eine Weise, die erraten liess, dass es auf eine Verlobung hinauslaufen würde. Diese liess zwar noch eine geraume Weile, bis in die erste Kriegszeit hinein, auf sich warten: Ängstlichkeit und Gewissenhaftigkeit auf beiden Seiten drangen wohl auf längere, sorgfältige Prüfung der Frage, ob man auch wirklich für einander geboren sei. Aber eben diese Frage schien, wenn man das "Pärchen", sei es im Salon der Senatorin, wo Institoris sich schicklich eingeführt hatte, oder auf öffentlichen Festen, oft in gesondertem Plauderwinkel, bei einander sah, zwischen ihnen, in direkten Worten oder nicht, erörtert zu werden, und der beobachtende Menschenfreund, der etwas wie eine Vor- und Probeverlobung schweben sah, fühlte sich unwillkürlich gehalten, an diese Erörterung innerlich teilzunehmen.

Dass Helmut gerade auf Ines seine Augen geworfen, darüber mochte man sich wundern, um es am Ende doch ganz wohl zu verstehen. Ein Renaissance-Weib war sie nicht, - nichts weniger als das in ihrer seelischen Gebrechlichkeit, mit ihrem verhängten Blick voll distinguiertener Trauer, ihrem schräg vorgeschobenen Hälschen und ihrem zu schwacher und prekärer

Schelmerei gespitzten Mund. Aber mit seinem ästhetischen Ideal hätte dieser Freier ja auch garnicht zu leben gewusst; seine männliche Überlegenheit wäre dabei völlig zu kurz gekommen, - man brauchte ihn sich nur an der Seite einer tönenden Vollnatur wie der Orlanda vorzustellen, um sich davon humoristisch zu überzeugen. Auch war Ines keineswegs ohne weiblichen Reiz; dass ein Umschau haltender Mann sich in ihr schweres Haar ihre kleinen, Grübchen bildenden Hände, ihre vornehm auf sich haltende Jugend verliebt hatte, war sehr begreiflich. Sie mochte sein, was er brauchte. Ihre Umstände zogen ihn an: nämlich ihre patrizische Abkunft, die sie betonte, die aber durch ihren gegenwärtigen Zustand, ihre Verpflanztheit, eine gewisse Deklassiertheit leicht herabgesetzt war, sodass sie sein Übergewicht nicht bedrohte; vielmehr konnte er das Gefühl haben, sie zu heben, zu rehabilitieren, indem er sie zu der Seinen machte. Eine Mutter, die Witwe, halb verarmt und ein wenig vergnügungssüchtig war; eine Schwester, die zum Theater ging; ein mehr oder weniger zigeunerischer Umgangskreis, - das waren Verhältnisse, die ihm im Interesse seiner eigenen Würde nicht missfielen, besonders, da er sich durch diese Verbindung auch wieder gesellschaftlich nichts vergab, seine Carrière nicht durch sie gefährdete und sicher sein konnte, dass Ines von der Senatorin korrekt und gemütvoll mit einer Leinen-, vielleicht auch Silbermitgift ausgestattet, ihm eine tadellos repräsentierende Hausfrau sein werde.

So stellten sich mir die Dinge, von Dr. Institoris aus gesehen dar. Versuchte ich, mit den Augen des Mädchens auf ihn zu blicken, so verlor die Sache an Stimmigkeit. Ich konnte dem durchaus kleinlichen und um sich selbst besorgten, zwar feinen und trefflich gebildeten, aber körperlich durchaus unherrlichen Mann (er hatte übrigens auch einen trippelnden Gang) mit dem Aufgebot meiner ganzen Phantasie keinen

Appell für das andere Geschlecht zuschreiben, - während ich doch fühlte, dass Ines, bei aller verschlossenen Strenge ihrer Magdschaft, eines solchen Appells im Grunde bedurfte. Hinzu kam der Gegensatz zwischen den philosophischen Gesinnungen, der theoretischen Lebensstimmung der beiden, - der diametral und geradezu exemplarisch zu nennen war. Es war, auf die kürzeste Formel gebracht, der Gegensatz zwischen Ästhetik und Moral, der ja zu einem guten Teil die kulturelle Dialektik jener Epoche beherrschte und sich in diesen beiden jungen Leuten gewissermassen personifizierte: der Widerstreit zwischen einer schulmässigen Glorifizierung des "Lebens" in seiner prangenden Unbedenklichkeit - und der pessimistischen Verehrung des Leidens mit seiner Tiefe und seinem Wissen. Man kann sagen, dass an seiner schöpferischen Quelle dieser Gegensatz eine persönliche Einheit gebildet hatte und erst in der Zeit streitbar auseinander gefallen war. Dr. Institoris war - man muss hinzufügen: Du lieber Gott! - mit Haut und Haar ein Renaissancemensch und Ines Rodde ganz ausgesprochen ein Kind des pessimistischen Moralismus. Für eine Welt, die "von Blut und Schönheit rauchte", hatte sie nicht das geringste übrig, und was das "Leben" betraf, so suchte sie ja gerade Schutz davor in einer streng bürgerlichen, vornehmen und wirtschaftlich wohlgepolsterten Ehe, die nach Möglichkeit jeden Stoss abhielt. Es war eine Ironie, dass der Mann - oder das Männchen -, der ihr diese Zuflucht bieten zu wollen schien, so sehr für schöne Ruchlosigkeit und italienische Giftmorde schwärmte.

Ich bezweifle, dass die beiden sich in weltanschaulichen Kontroversen ergingen, wenn sie allein waren. Sie sprachen dann wohl von näher liegenden Dingen und versuchten einfach, wie es sein würde, wenn sie sich verlobten. Die Philosophie war mehr ein Gegenstand höherer gesellschaftlicher Unterhaltung, und ich erinnere mich allerdings an mehrere Gelegen-

heiten, bei denen, in grösserem Kreise, am Rast- und Weintisch in einer Ballsaal-Laube, ihre Gesinnungen konversationell auf einanderstiessen: wenn etwa Institoris behauptete, nur Menschen mit starken, brutalen Trieben könnten grosse Werke schaffen, und Ines dagegen protestierte, indem sie geltend machte, es seien oft höchst christliche, vom Gewissen gebeugte, vom Leiden verfeinerte und gegen das Leben düster gestimmte Verfassungen gewesen, aus denen in der Kunst das Grosse hervorgegangen sei. Mir schienen solche Antithesen müssig und zeitgebunden, der Wirklichkeit, nämlich dem selten geglückten und gewiss immer prekären Gleichgewicht von Vitalität und Infirmität, das offenbar das Genie ausmacht, schienen sie mir garnicht gerecht zu werden. Aber hier vertrat nun einmal der eine Part das, was er war, nämlich die Lebenskränklichkeit, und der andere das, was er anbotete, nämlich die Kraft, und so musste man sie gewähren lassen.

Einmal, wie ich mich erinnere, als wir so beisammen sassen (auch Knöterichs, Zink und Spengler, Schildknapp und sein Verleger Radbruch waren von der Partie) entspann sich der freundschaftliche Streit garnicht zwischen den Liebesleuten, wie man wohl anfangen konnte, sie zu nennen, sondern fast komischer Weise, zwischen Institoris und Rudi Schwerdtfeger, der, sehr nett als Jägerbursche gekleidet, eben einmal bei uns sass. Ich weiss wirklich nicht mehr genau, um was es sich handelte; jedenfalls war die Meinungsverschiedenheit aus einer ganz unschuldigen Bemerkung Schwerdtfegers hervorgegangen, bei der er sich wenig oder nichts gedacht hatte. Sie betraf das "Verdienst", soviel weiss ich, ein Er kämpftes, Errungenes, durch Willensanstrengung und Selbstüberwindung Geleistetes, und Rudolf, der das Vorkommnis von Herzen gelobt und es verdienstvoll genannt hatte, konnte garnicht verstehen, was Institoris nur einfiel, dass er ihm das verwies und kein Verdienst anerkennen wollte, welches schwitzte. Vom Stand-

punkt der Schönheit, sagte er, sei nicht der Wille zu loben, sondern die Gabe und diese allein als verdienstlich anzusprechen. Die Anstrengung sei pöbelhaft, vornehm allein und darum allein auch verdienstvoll, was aus Instinkt, unwillkürlich und mit Leichtigkeit geschehe. Nun war der gute Rudi gar kein Held und Überwinder und hatte seiner Lebtag nie etwas getan, was ihm nicht leicht gefallen wäre, wie zum Beispiel, und hauptsächlich, sein ausgezeichnetes Violinspiel. Aber was der andere da sagte, ging ihm doch gegen das Gemüt, und obgleich er dunkel fühlte, dass es eine irgendwie "höhere", ihm nicht zugängliche Bewandtnis damit habe, wollt' er es sich nicht bieten lassen. Mit entrüstet aufgeworfenen Lippen blickte er in Institoris' Gesicht, und seine blauen Augen bohrten sich abwechselnd in dessen rechtes und linkes.

- Nein, wie denn, das ist doch Unsinn, sagte er eher leise und gedrückt, worin sich andeutete, dass er seiner Sache nicht so ganz sicher war. - Verdienst ist Verdienst, und Gabe ist eben keines. Du sprichst immer von Schönheit, Doktor, aber es ist doch sehr schön, wenn einer es über sich gewinnt und es besser macht, als es ihm von Natur gegeben ist. Was sagst du, Ines?, wandte er sich hilfesuchend an diese, eine Anfrage, in der nun wieder völlige Naivität sich äusserte, denn er hatte keine Ahnung von der Grundsätzlichkeit, mit der Ines Rodde in solchen Dingen entgegengesetzter Meinung war, als Helmut.

- Du hast recht, antwortete sie, indem eine feine Röte ihr Gesicht überzog. - Jedenfalls, gebe ich dir recht. Die Gabe ist belustigend, aber in dem Worte "Verdienst" liegt eine Bewunderung, die ihr und überhaupt dem Instinktiven nicht zukommt.

- Da hast du's! rief Schwerdtfeger triumphierend, und Institoris lachte zurück:

- Allerdings. Du bist vor die rechte Schmiede gegangen.

Nun war hier aber etwas Sonderbares, das wenigstens flüchtig zu empfinden wohl niemand umhinkonnte, und das sich auch in Ines' nicht gleich wieder verschwindendem Erröten bezeugte. Es lag ja durchaus in ihrer Linie, dass sie ihrem Freier in dieser und jeder ähnlichen Frage unrecht gab. Aber dass sie dem Knaben Rudolf recht gab, das lag nicht in ihrer Linie. Diesem war ja ganz unbekannt, dass es so etwas gäbe wie Immoralismus, und man kann nicht gut jemandem recht geben, der die Gegenthesis garnicht versteht, - wenigstens nicht, bevor man sie ihm erklärt hat. In Ines' Urteilspruch lag, obgleich er logisch ganz natürlich und gerechtfertigt war, dennoch etwas Befremdliches, und für mich wurde es unterstrichen durch das Auflachen, mit dem ihre Schwester Clarissa Schwerdtfegers unverdienten Sieg begleitete, - diese stolze Person mit zu kurzem Kinn, der es sicher nicht entging, wenn die Überlegenheit, aus Gründen, die nichts mit Überlegenheit zu tun haben, sich etwas vergab, und die ebenso gewiss der Meinung war, dass sie sich nicht damit vergab.

- Nun, rief sie, - Rudolf, hopp! bedanken Sie sich, steh' auf Jüngling, und neige dich! Hole deiner Retterin ein Eis und engagier' sie zum nächsten Walzer!

So machte sie es immer. Sie hielt sehr stolz mit ihrer Schwester zusammen und sagte immer "Hopp!", wenn es deren Würde galt. "Na, hopp!" sagte sie auch zu Institoris, dem Bewerber, wenn der sich in der Galanterie irgendwie langsam und begriffsstutzig erwies. Sie hielt überhaupt, aus Stolz, mit der Überlegenheit zusammen, sorgte für sie und zeigte sich höchlichst erstaunt, wenn ihr nicht gleich nach Gebühr geschah. "Wenn der von dir etwas will", schien sie sagen zu wollen, "so hast du zu springen." Ich erinnere mich wohl, wie sie zu Schwerdtfeger auch einmal "Hopp!" sagte um Adrians willen, der in Sachen eines Zapfenstösser-Konzerts irgend

einen Wunsch (ich glaube, es handelte sich um eine Karte für Jeanette Scheurl) geäußert hatte, gegen dessen Erfüllung Schwerdtfeger dies oder das einzuwenden hatte.

- Ja, Rudolf! Hopp! rief sie. - Um Gotteswillen, was ist denn? Muss man Ihnen Beine machen?

- Nein doch, das muss man garnicht, erwiderte er. - Ich bin doch gewiss... Nur...

- Da gibt es kein "Nur", trumpfte sie von oben herab, halb humoristisch, halb ernstlich strafend. Und Adrian sowohl wie Schwerdtfeger lachten, - dieser, indem er seine bekannte Jungengrimmasse mit dem Mundwinkel, der Schulter vollführte und alles zu ordnen versprach.

Es war, als ob Clarissa in Rudolf eine Art von Bewerber sah, der zu "springen" hatte; und tatsächlich bemühte er sich ja beständig in der naivsten und zutraulich-unabschreckbarsten Weise um Adrians Gunst. Wegen des wirklichen Bewerbers, desjenigen, der um ihre Schwester warb, suchte sie mich öfters um meine Meinung auszuholen, - was übrigens in zarterer, scheuerer Weise, gleich wieder zurückzuckend gleichsam und so, als wollte sie hören und auch wieder nichts hören und wissen, Ines selber ebenfalls tat. Beide Schwestern hatten Vertrauen zu mir, das heisst: sie schienen mir den Wert beizulegen, der dazu befähigt und berechtigt, andere zu bewerten, wozu allerdings, das Vertrauen zu vollenden, auch noch ein gewisses Ausserhalb des Spieles Stehen, eine ungetrübte Neutralität gehört. Die Rolle des Vertrauten ist immer zugleich wohlthuend und schmerzlich, denn man spielt sie ja immer nur unter der Voraussetzung, dass man selber nicht in Betracht kommt. Aber wieviel besser ist es doch, habe ich mir oft gesagt, der Welt Vertrauen einzuflößen, als ihre Leidenschaften zu erregen! Wieviel besser, ihr "gut", als ihr "schön" zu erscheinen!

Ein "guter Mensch", das war in Ines Roddes Augen wohl ein

solcher, zu dem die Welt in einem rein moralischen, nicht in einem ästhetisch gereizten Verhältnis steht; daher ihr Vertrauen zu mir. Ich muss aber sagen, dass ich die Schwestern etwas ungleich bediente und meine Meinungsäusskünfte über den Freier Institoris doch ein wenig nach der Person der Fragerin einrichtete. Im Gespräch mit Clarissa ging ich weit mehr aus mir heraus, äusserte mich über die Motive seiner zögernden (übrigens ja nicht einseitig zögernden) Wahl als Psychologe und scheute mich nicht, mich über den die "brutalen Instinkte" vergötternden Schwachmatikus mit ihrem Einverständnis ein wenig lustig zu machen. Anders, wenn Ines selbst mich befragte. Dann nahm ich Rücksicht auf Gefühle, die ich pro forma bei ihr voraussetzte, ohne doch eigentlich an sie zu glauben, Rücksicht also vielmehr auf die Vernunftgründe, aus denen sie aller Voraussicht nach den Mann heiraten würde, und sprach mit gehaltener Achtung von seinen soliden Eigenschaften, seinem Wissen, seiner menschlichen Sauberkeit, seinen vortrefflichen Aussichten. Meinen Worten hinlängliche Wärme zu geben, und auch wieder nicht zuviel davon, war eine heikle Aufgabe; denn gleich verantwortungsvoll schien es mir, das Mädchen in ihren Zweifeln zu bestärken und ihr das Obdach zu verleiden, nach dem es sie verlangte, wie sie zu überreden, dass sie sich, diesen Zweifeln entgegen, darunter begäbe; ja dann und wann wollte mir, aus einem besonderem Grunde, das Zureden noch verantwortungsvoller scheinen, als das Abraten.

Sie hatte nämlich meistens bald genug davon, meine Meinung über Helmut Institoris zu hören und ging weiter in ihrem Vertrauen, verallgemeinerte es gewissermassen, indem sie mein Urteil auch über andere Personen unseres Kreises hören wollte, zum Beispiel über Zink und Spengler, oder, dass ich noch ein Beispiel nenne, über Schwerdtfeger. Wie ich über sein Geigenspiel dächte, wollte sie wissen, über seinen Charakter;

ob und in welchem Grade ich ihn achtete, welche Tönung von Ernst oder Humor diese Achtung aufweise. Ich antwortete ihr nach bestem Ermessen, mit möglichster Gerechtigkeit, geradeso, wie ich auch in diesen Blättern hier über Rudolf gesprochen habe, und sie hörte mir aufmerksam zu, um dann meine freundlich bedingten Lobsprüche durch eigene Bemerkungen zu ergänzen, denen wieder ich nur zustimmen konnte, die mich aber zum Teil auch durch ihre Eindringlichkeit frappierten: eine leidende Eindringlichkeit, die ja bei dem Charakter des Mädchens, ihrem von Misstrauen verhängten Blick auf das Leben nicht überraschen konnte, aber, angewandt auf diesen Gegenstand doch etwas Befremdendes hatte.

Dabei war es am Ende kein Wunder, dass sie, die den anziehenden jungen Mann so viel länger kannte, als ich, und, wie ihre Schwester, in einer Art von brüderlichem Verhältnis zu ihm stand, näher auf ihn hingeblickt hatte, als ich, und im Vertrauen Genaueres über ihn zu sagen wusste. Er sei ein Mensch ohne Laster, sagte sie (sie gebrauchte nicht das Wort, sondern irgend ein schwächeres, aber es war klar, dass sie es meinte), ein reiner Mensch - daher seine Zutraulichkeit; denn Reinheit ist zutraulich. (Ein ergreifendes Wort in ihrem Munde, da sie selber ja keineswegs zutraulich war, wenn auch ausnahmsweise zu mir.) Er trinke nicht - immer nur leicht gezuckerten Thee ohne Rahm, diesen allerdings dreimal am Tage -, und rauche nicht, - höchstens nur ganz gelegentlich und in völliger Unabhängigkeit von einem Gewohnheitszwange. Für alle solche Mannesbetäubung (ich glaube mich zu erinnern, dass sie sich so ausdrückte), für jene Narkotika also trete bei ihm der flirt ein, dem er allerdings ganz ergeben, und für den er geboren sei - nicht für Liebe und Freundschaft, die ihm beide seiner Natur nach und gleichsam unter den Händen zum flirt würden. Ein leichter Vogel? Ja und nein. Gewiss nicht im Sinne platter Gewöhnlichkeit.

Man brauche ihn nur etwa mit Fabrikant Bullinger zusammen zu sehen, der sich so Ungeheures auf seinen Reichtum zugute tue und spottweise zu trällern pflege:

"Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist besser, als viel Geld und Gut",

nur um die Leute noch neidischer auf sein Geld zu machen, - wenn man des Unterschiedes inne werden wollte. Aber seines Wertes immer gewahr und sich desselben bewusst zu bleiben, erschwere Rudolf einem durch seine Nettigkeit, seine Koketterie, sein gesellschaftliches Stutzertum, überhaupt seine Lust am Gesellschaftlichen, das doch eigentlich etwas Fürchterliches sei. Ob ich nicht fände, fragte sie, dass dieses ganze aufgeräumte und schmuckhafte Künstlerwesen hier am Orte, das zierliche Biedermeierfest zum Beispiel, im Cococello-Club, das wir neulich mitgemacht hätten, in einem quälenden Kontrast stände zu der Traurigkeit und Verdächtigkeit des Lebens. Ob ich es nicht auch kennte, das Grauen vor der geistigen Leere und Nichtigkeit, die bei einer durchschnittlichen "Einladung" herrschten, in grellem Gegensatz zu der damit verbundenen fieberhaften Erregung infolge des Weins, der Musik und des Unterstroms von Beziehungen zwischen den Menschen. Manchmal könne man mit Augen sehen, wie Einer sich mit Jemandem unter mechanischer Wahrung der gesellschaftlichen Formen unterhalte und dabei mit seinen Gedanken völlig abwesend sei, nämlich bei einer anderen Person, die er beobachte... Und dabei der Verfall des Schauplatzes, das fortschreitende Dérangement, das aufgelöste und unsaubere Bild eines Salons gegen Ende der "Einladung". Sie gestehe, dass sie manchmal in ihrem Bett eine Stunde lang weine nach einer Gesellschaft...

So sprach sie noch weiter, äusserte mehr allgemeinen Kummer und Kritizismus und schien Rudolf vergessen zu haben. Als sie aber auf ihn zurückkam, hatte man wenig Zweifel, dass er

ihr auch zwischendurch nicht aus dem Sinn gekommen war. Wenn sie von seinem gesellschaftlichen Stutzertum spreche, sagte sie, so meine sie etwas sehr Harmloses, worüber man lachen könne, das aber gelegentlich doch auch wieder melancholisch stimme. So komme er in Gesellschaft immer als Letzter, aus dem Bedürfnis, auf sich warten zu lassen, immer die anderen auf sich. Dann trage er der Konkurrenz, der gesellschaftlichen Eifersucht Rechnung, indem er erzähle, dass er gestern da und da gewesen sei, bei Langewiesches, oder wie seine Freunde hiessen; bei Rollwagens, wo die beiden rassigen Töchter seien. ("Wenn ich das Wort "rassig" höre, wird mir schon angst und bange".) Aber entschuldigend, beschwichtigend erwähne er das, in dem Sinne etwa: "Einmal musste ich mich auch dort wieder sehen lassen", - wobei man sicher sein könne, dass er bei jenen spreche, wie hier, da er jedermann in die Illusion zu wiegen wünsche, er sei am liebsten mit ihm, - gerade als ob jeder das grösste Gewicht darauf legen müsste. Aber seine Überzeugung, dass er jedem eine Herzensfreude damit bereite, habe etwas Ansteckendes. Er komme um 5 Uhr zum Thee und sage, dass er versprochen habe, zwischen $\frac{1}{2}$ 6 und 6 Uhr irgendwo anders zu sein, bei Langewiesches oder Rollwagens, was garnicht wahr sei. Danach bleibe er bis $\frac{1}{2}$ 7, zum Zeichen, dass er hier lieber sei, gefesselt sei, dass die anderen warten könnten - und sei so sicher dabei, dass einen das freuen müsse, dass man sich womöglich wirklich darüber freue.

Wir lachten, aber ich tat es mit Zurückhaltung, da ich Gram zwischen ihren Brauen sah. Dabei sprach sie, als hielt sie es für nötig - oder hielt sie es wirklich für nötig? - mich vor Schwerdtfegers Liebenswürdigkeiten, d.h. davor zu warnen, ihnen allzu viel Gewicht beizulegen. Es habe nichts damit auf sich. Zufällig habe sie wohl einmal aus einiger Entfernung Wort für Wort mit angehört, wie er jemanden,

von dem sie mit Sicherheit wisse, dass er ihm vollständig gleichgültig sei, aufgefordert habe, noch bei der Gesellschaft zu bleiben, - mit netten, zutraulichen Dialekt-Redensarten wie: "Geh, san's fesch, bleibens da!" -, wodurch ihr solches Zureden von seiner Seite, wie es ihr auch wohl vorgekommen sei, und wie es mir vorkommen möge, auf immer entwertet worden sei.

Kurz, sie bekannte sich zu einem schmerzlichen Misstrauen in seinem Ernst, seine Sympathiebezeugungen und Aufmerksamkeiten: wenn man etwa krank sei und er komme, nach einem zu sehen. Das geschehe alles, wie ich selbst noch erfahren würde, nur "in netter Weise" und weil er es für passend, für gesellschaftlich angezeigt halte, nicht aus tieferem Antrieb; man dürfe sich ja nichts daraus machen. Wirklicher Geschmackslosigkeit müsse man sich auch von ihm versehen, zum Beispiel des greulichen Ausrufs: "Es sind schon so viele unglücklich!" Das habe sie mit eigenen Ohren von ihm gehört. Jemand habe ihn im Scherz gewarnt, ein Mädchen, oder vielleicht habe es sich auch um eine verheiratete Frau gehandelt, nicht unglücklich zu machen, und darauf habe er tatsächlich im Übermut geantwortet: "Ach, es sind schon so viele unglücklich!" Man habe da nur bei sich denken können: "Bewahre der Himmel einen jeden! Welche lächerliche Schmach, zu denen zu gehören."

Übrigens wolle sie nicht zu hart sein, - was sie mit dem Worte "Schmach" vielleicht gewesen sei. Ich möge sie nicht missverstehen: an einem gewissen ädleren Fond von Rudolfs Wesen sei nicht zu zweifeln. Zuweilen könne man ihn in Gesellschaft mit einer gedämpften Antwort, einem einzigen stillen und fremden Blick der lauten, gewöhnlichen Stimmung entreissen, ihn gewissermassen dem ernsteren Geiste gewinnen. O, dem scheine er so manches Mal wirklich gewonnen, ausserordentlich beeinflussbar wie er ja sei. Langewiesches und Rollwagens, und wie sie hiessen, seien dann nur noch Schatten und Schemen

für ihn. Aber freilich, es genüge, dass er andere Luft geatmet habe, anderen Einflüssen ausgesetzt gewesen sei, damit vollständige Entfremdung, hoffnungslose Fernheit an die Stelle des Vertrauens, des Einander Verstehens träten. Das fühle er dann, denn er sei ja feinfühlig, und suche reuig, es gut zu machen. Es sei komisch-rührend, aber um sich wieder in Beziehung zu bringen, wiederhole er dann wohl irgend ein mehr oder weniger gutes Wort, das man selbst einmal gesprochen, oder das Wort eines Buches, das man gelegentlich angeführt, - zum Zeichen, dass er es nicht vergessen habe und im Höheren zu Hause sei. Im Grunde sei es zum Tränenvergiessen. Und schliesslich sein Abschiednehmen für diesen Abend, - dabei zeigte sich auch wohl seine Bereitschaft zur Reue und Korrektur. Er komme und verabschiede sich mit Dialekt-Jökeleien, die einem die Miene verzögen, und auf die die Müdigkeit vielleicht etwas leidend reagiere. Nachdem er dann aber rundum den andern die Hand gegeben, kehre er noch einmal zurück und sage einfach und herzlich Adieu, worauf natürlich ein besser Erwidern sei. So habe er einen guten Abschluss, denn den müsse er haben. Auf den zwei Gesellschaften, die er danach noch besuche, mache er's wahrscheinlich wieder so...

Ist es genug? Dies ist kein Roman, bei dessen Composition der Autor die Herzen seiner Personagen dem Leser indirekt, durch szenische Darstellung erschliesst. Als biographischer Erzähler steht es mir durchaus zu, die Dinge bei Namen zu nennen und einfach seelische Tatsachen zu konstatieren, welche auf die von mir darzustellende Lebenshandlung von Einfluss gewesen sind. Aber nach den eigentümlichen Äusserungen, die mein Gedächtnis mir soeben in die Feder diktiert, Äusserungen von einer, ich möchte sagen: spezifischen Intensität, kann über das mitzuteilende Faktum wohl kein Zweifel sein. Ines Rodde liebte den jungen Schwerdtfeger, und dabei fragte sich nur zweierlei: erstens, ob sie es wusste, und zweitens,

wann, zu welchem Zeitpunkt, ihr ursprünglich geschwisterlich-kameradschaftliches Verhältnis zu dem Geiger diesen heißen und leidenschaftlichen Charakter angenommen hatte.

Die erste Frage beantwortete ich mit Ja. Ein so belesenes, man kann wohl sagen: psychologisch geschultes und ihr Erleben dichterisch überwachendes Mädchen, wie sie, hatte selbstverständlich Einsicht in die Entwicklung ihrer Gefühle, - so überraschend, ja unglaublich ihr diese Entwicklung vielleicht anfangs erschienen war. Die scheinbare Naivität, mit der sie ihr Herz vor mir blossstellte, bewies nichts gegen ihr Wissen; denn teils war, was aussah wie Einfalt, ein Ausdruck zwanghaften Mitteilungsdranges, teils war es eine Sache des Vertrauens zu mir, eines eigentümlich verkleideten Vertrauens: denn sie fingierte gewissermassen, dass sie mich für simpel genug halte, nichts zu merken, was ja auch eine Art von Vertrauen gewesen wäre, wünschte und wusste aber eigentlich, dass mir die Wahrheit nicht entging, weil sie, zu meiner Ehre, ihr Geheimnis bei mir für gut aufgehoben erachtete. Das war es unbedingt. Meines humanen und diskreten Mitgefühls durfte sie sicher sein, so schwer es von Natur wegen einem Manne fällt, sich in Seele und Sinn einer Frau zu versetzen, die für ein Individuum seines Geschlechtes entbrannt ist. Selbstverständlich ist es für uns viel leichter, den Gefühlen eines Mannes für ein weibliches Wesen zu folgen - und sage dieses einem selbst auch garnichts -, als sich in die Ergriffenheit des anderen Geschlechts durch eine Person des eigenen zu versetzen. Man "versteht" das im Grunde nicht, man nimmt es nur gebildeter Weise, in objektiver Achtung vor dem Naturgesetz hin - und zwar pflegt da das Verhalten des Mannes wohlwollend-duldsamer zu sein, als das der Frau, welche meistens die Geschlechtsgenossin, von der sie erfährt, dass sie ein Männerherz in Flammen gesetzt, recht grünen Blicks zu betrachten pflegt, auch wenn dieses Herz

ihr selber ganz gleichgültig ist.

An freundschaftlichem guten Willen zum Verständnis fehlte es mir also nicht, mochte mir das Verstehen im Sinne der Einfühlung auch durch die Natur verbaut sein. Mein Gott, der kleine Schwerdtfeger! Seine Gesichtsbildung hatte doch schliesslich etwas Möpsliches, seine Stimme war gaumig, und mehr vom Jungen hatte er, als vom Mann, - das schöne Blau seiner Augen, seinen richtigen Wuchs und sein einnehmendes Geigen und Pfeifen, nebst seiner allgemeinen Nettigkeit, bereitwillig zugegeben. Also denn, Ines Rodde liebte ihn, nicht blind, aber in desto tieferem Leide; und innerlich verhielt ich mich dazu, wie ihre spöttische, gegen das andere Geschlecht durchaus hochnäsige Schwester Clarissa: Auch ich hätte "Hopp!" zu ihm sagen mögen, "Hopp, Mensch, was denken Sie sich? Springen Sie gefälligst!"

Nur war das mit dem Springen, auch wenn Rudolf die Verpflichtung dazu anerkannt hätte, nicht so einfach. Denn da war ja Helmut Institoris, der Bräutigam, oder Bräutigam in spe, Institoris, der Bewerber, - und damit komme ich auf die Frage zurück, seit wann denn Inessens schwesterliche Beziehung zu Rudolf sich ins Leidenschaftliche gewandelt hatte. Mein menschliches Ahnungsvermögen sagte es mir: Es war damals geschehen, als Dr. Helmut sich ihr, der Mann dem Weibe, genähert und um sie zu werben begonnen hatte. Ich war überzeugt und bin es geblieben, dass Ines sich nie in Schwerdtfeger verliebt hätte, ohne den Eintritt Institoris', des Freiers, in ihr Leben. Der warb um sie, aber er tat es gewissermassen für einen anderen. Denn der mässige Mann konnte zwar durch sein Werben und die damit verbundenen Gedankenreihen das Weib in ihr erwecken, - so weit reichte es. Aber nicht für sich konnte er es erwecken, obgleich sie ihm aus Vernunftgründen zu folgen bereit war, - so weit reichte es nicht bei ihm. Sondern ihre erweckte Weiblichkeit wandte sich sofort

einem anderen zu, für den ihr Bewusstsein so lange nur gelassenhalbgeschwisterliche Gefühle gekannt hatte, und für den nun ganz andere in ihr frei wurden. Keine Rede davon, dass sie ihn für den Rechten, den Würdigen gehalten hätte. Sondern ihre Melancholie, die das Unglück suchte, fixierte sich auf ihn, den sie mit Widerwillen hatte sagen hören: "Es sind schon so viele unglücklich!"

Und sonderbar übrigens! Sie nahm von der Bewunderung des ungenügenden Bräutigams für das geistlos triebhafte "Leben", die ihrer Gesinnung doch so entgegen war, etwas in ihre Verfallenheit an den anderen hinein, hinterging ihn gewissermassen mit seiner eigenen Geistesrichtung. Denn stellte nicht Rudolf etwas dar wie das liebe Leben in den Augen ihrer wissenden Schwermut?

Gegen Institoris, einen blossen Dozent des Schönen, hatte er den Vorteil der Kunst selbst, dieser Nährerin der Leidenschaft und Verklärerin des Menschlichen, auf seiner Seite. Denn die Person des Geliebten wird natürlich dadurch erhöht, und die Gefühle für ihn ziehen begreiflicher Weise immer wieder neue Nahrung daraus, wenn mit dem Eindruck seiner Person fast stets berauschende Kunsteindrücke verbunden sind. Ines verachtete im Grunde den Schönheitsbetrieb der sinnfrohen Stadt, in welche die mütterliche Neugier auf grössere Sittenfreiheit sie verpflanzt hatte, aber sie nahm um ihres bürgerlichen Unterkommens willen an den Festen einer Gesellschaft teil, die ein einziger grosser Kunstverein war, und gerade das war der Ruhe gefährlich, die sie suchte. Mein Gedächtnis bewahrt prägnante und ängstliche Bilder aus dieser Zeit. Ich sehe uns, die Roddes, die Knöterichs etwa dazu und mich selbst nach der besonders glänzenden Aufführung einer Tschaikowsky-Symphonie im Zapfenstösser-Saal in einer der vordersten Reihen unter der Menge stehen und applaudieren. Der Dirigent hatte das Orchester zum Aufstehen veranlasst,

damit es, zusammen mit ihm, den Dank des Publikums für seine schöne Arbeit entgegennehme. Schwerdtfeger, nicht weit links vom Konzertmeister (dessen Platz er binnen kurzem einnehmen sollte) stand, sein Instrument im Arm, erhitzt und strahlend gegen den Saal gewandt und grüßte nickend, in nicht ganz zulässiger Intimität, persönlich zu uns herüber, während Ines, auf die einen Blick zu werfen ich mir nicht versagen konnte, schräg vorgeschobenen Kopf, den Mund in schwieriger Schalkheit gespitzt, ihre Augen hatnäckig auf einen anderen Punkt dort oben, auf den Kapellmeister, nein, irgendwohin weiter weg, auf die Harfen, gerichtet hielt. Oder: Ich sehe Rudolf selbst, enthusiastisiert von der Standard-Leistung eines gastierenden Kunstgenossen, im Vordergrund eines schon fast entleerten Saales stehen und eifrig zum Podium emporklatschen, wo jener Virtuose sich zum zehnten Mal verneigt. Zwei Schritte von ihm entfernt, zwischen den durcheinandergerückten Stühlen, steht Ines, die an diesem Abend so wenig wie wir anderen mit ihm in Berührung gekommen, sieht ihn an und wartet darauf, dass er's genug sein lasse, sich wende, sie bemerke, und sie begrüße. Er lässt nicht ab und bemerkt sie nicht. Vielmehr, aus dem Augenwinkel sieht er dennoch nach ihr, oder, wenn das zu viel gesagt ist: seine blauen Augen haben keinen ganz ungestörten Blick auf den Helden dort oben, sie werden, ohne dass sie wirklich in den Winkel gingen, leicht nach der Seite abgezogen, wo sie steht und wartet, aber ohne dass er sein begeistertes Tun unterbräche. Noch ein paar Sekunden, und sie wendet sich, bleich, Zornesfalten zwischen den Brauen, auf dem Fleck und eilt davon. Sogleich gibt er es auf, den Star noch einmal hervorzuklatschen und folgt ihr. An der Tür holt er sie ein. Sie setzt eine Miene auf, die kalte Überraschung bekundet, darüber, dass er hier, dass er überhaupt auf der Welt ist, verweigert ihm Hand, Blick und Wort und eilt weiter.

Ich sehe ein, dass ich diese Quisquillien und Krümel-Abfälle meiner Beobachtung hier garnicht hätte aufnehmen dürfen. Sie sind nicht buchgerecht, sie mögen in den Augen des Lesers etwas Läppisches haben, und er mag sie mir als lästige Zumutungen verargen. Er rechne es mir wenigstens an, dass ich hundert andere, ähnliche unterdrücke, die sich ebenfalls in meiner Wahrnehmung eines mitleidigen Menschenfreundes, gleichsam verfangen und dank dem Unglück, zu dem sie akkumulierten, schon garnicht aus meiner Erinnerung zu lösen sind. Ich habe das Heranwachsen einer Katastrophe, die freilich im allgemeinen Weltgeschehen eine sehr unbeachtliche Rolle spielte, durch Jahre verfolgt und über mein Sehen und Sorgen nach allen Seiten hin reinen Mund gehalten. Einzig zu Adrian sprach ich gleich damals zu Anfang einmal in Pfeifferring davon - obgleich ich im Ganzen wenig Neigung hatte, sogar stets eine gewisse Scheu trug, mit ihm, der in mönchischem Détachement von Liebesdingen lebte, über gesellschaftliche Vorkommnisse dieser Art zu sprechen. Ich tat es dennoch, erzählte ihm unter der Hand, dass Ines Rodde, obgleich im Begriff, sich mit Institoris zu verloben, nach meiner Beobachtung heillos und sterblich in Rudi Schwerdtfeger verliebt sei.

Wir sassen in der Abtsstube und spielten Schach.

- Das sind Neuigkeiten! sagte er. - Du willst wohl, dass ich meinen Zug verfehle und den Turm da verliere?

Er lächelte, schüttelte den Kopf und setzte hinzu:

- Armes Gemüt!

Dann, beim ferneren Überlegen des Zuges, mit einer Pause zwischen den Sätzen:

- Übrigens ist das kein Spass für ihn. - Er soll zusehen, dass er heil aus der Sache davon kommt.